

denken in uns auch Einfluß nach außen hin verschaffen wollen. Denn das Gute soll herrschen. Und wo wir etwas gut wollen, da schickt uns unser Gewissen in den Kampf, um für seine Herrschaft zu streiten. Der Forscher, der Künstler, der Politiker — sie alle sind solche Streiter für die Herrschaft dessen, was ihnen gut scheint. Und auch wenn sie dabei irren, ändert das nichts an ihrer Verpflichtung.

Sie alle fühlen es, wie sollten Werkzeuge des Guten sein. Werkzeug aber gehört mit Wert und Wirken zusammen. Und deshalb ist es kein tabuertes Streben, wenn wir unseren Wirkungsbereich auszubreiten streben. Nur muß er wirklich ein Bereich des Wertes bleiben. Wir müssen ihn ausfüllen können mit lebendigen Kräften. Er muß zu dem Maße unserer Begabung und unseres Fleißes im rechten Verhältnis stehen.

So machen uns die größeren Zwecke, denen wir wirklich nachwachsen können, selbst größer und glücklicher. Aber auch nur diese.

Es ist ein lieblicher Anblick: ein wohlgepflegter, blumen- und fruchttragender Garten. Wir begreifen die Freude und den Stolz seines Besitzers. Und wenn dessen Nachbar auch die dreimal größere Fläche besäße, aber nicht Mittel und Kräfte, sie ebenso glücklich und intensiv zu bearbeiten, so würde er uns gewiß nicht beneidenswerter erscheinen.

So hat jeder im Leben sein Feld zu bestellen. Und jeder wird es zu vergrößern trachten, um sich und den Mitmenschen mehr Früchte daraus zu ziehen. Wenn aber die Früchte ausbleiben, dann wird die Vergrößerung nur zum Raube an der Menschheit. Dann wird die Herrschaft zur höchsten Herrschaft und der Ehrgeiz zur höchsten Ehrsucht. Und damit zieht in die Seele der Jüdehals und das Unglück ein. Herrschaftsucht und Ehrsucht machen das Mittel zum Zweck. Sie sind unerfährlich. Sie wollen nur wachsen und wachsen wie geile Kest, die keine Früchte tragen. Müd und Befriedigung gebelien nur da, wo wir uns nicht nur dem Namen, sondern auch der Wirklichkeit nach als Herren unseres Machtbereichs wissen und wo wir der erreichten Ehre und nicht unwürdig zu fühlen brauchen. Es ist bitter, in zu engen Schranken reiche Kräfte nicht entfalten zu können. Aber es ist wohl noch bitterer, im weiten freien Raum zu stehen, ohne ihn ausfüllen zu können.

Darum laßt uns aufwärts streben, in die Höhe und Breite bauen, größere Zwecke suchen, aber nicht vom äußeren Klang des Herrschertitels geblendet, sondern von dem Trange beselzt, wirkliche Herrscher über den Kreis unseres Schaffens und Denkens zu sein und zu bleiben.

Vermischtes.

Dr. Das Haar und die Charakterbeutung. Der Volksmund spricht seit langem von dem Zusammenhang zwischen Haar und Charakter. Die Wissenschaftler haben nach ihm rote Haare, und die langen Haare verzeihen kurzen Sinn. Wissenschaftlich aber hat man sich noch wenig mit dieser Frage beschäftigt und so verdient denn ein Aufsatz Beachtung, den der Anthropologe Charles Gaffel in der New Yorker „Popular Science Monthly“ veröffentlicht. Im allgemeinen sind die charakteristischen Merkmale des Haares nicht nur Zeugnisse für eine bestimmte Nationalität, sondern bieten auch ein unterscheidendes Merkmal für höhere und niedere Menschenrassen. Durch die Grobheit des Haares verraten die tiefer stehenden Völker wahrscheinlich ihre größere Nähe innerhalb der Entwicklungsreihe zu den tierischen Vorfahren. Auch die Farbe des Haares läßt sich dafür in Betracht ziehen, denn unter den menschenähnlichen Tieren ist kein Beispiel von blondem Kopfsaar bekannt, ebensowenig von blauen oder grauen Haaren. Die günstigen und ungünstigen Anzeichen, die die Volkskunde aus den Haaren herausliest, haben sich mehr mit Einzelheiten beschäftigt. Rotes oder gelbes Haar steht in den

Speicheldrüsen der Väter im Gegensatz zu Begabung oder gutem Charakter. Auf alten Bildern werden Judas und Cain mit roten Härten abgebildet, um schon dadurch die Boshaftigkeit ihrer Natur anzudeuten. Selbstverständlich erscheint aber auch das blonde Haar im Volksglauben nicht als ein Anzeichen besonderer Tugenden; diese werden vielmehr dem braunen und besonders dem kastanienbraunen Haar zugesprochen. Die schwarze Haarfarbe, die die Wissenschaft als einen Zusammenhang mit niederen Klassen deuten kann, gilt durchaus nicht für ein schlechtes Zeichen, besonders wenn das Haar fein und reich ist. Den härteren Schattierungen des roten Haares, dem Goldblond und dem Rotbraun wird bei Frauen große Schönheit zugesprochen; und die Trägerinnen dieses Schmuckes sollen treu in ihrer Liebe und fest in ihren Entschlüssen sein. Geht man von solch mehr poetischen Ausdeutungen zu den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung über, so ist zunächst der Beziehung zwischen Haaren und Verbrechen zu gedenken. Gavelot Ellis, der ausgezeichnete Ethnologe, der sich mit dieser Frage besonders beschäftigt hat, stellt fest, daß die Zahl der schwarzhaarigen Personen unter den Verbrechern im Verhältnis beträchtlich größer ist als unter der übrigen Bevölkerung von England, Italien und Amerika. Der Bart des Verbrechers ist nach seinen Untersuchungen gewöhnlich dürrig, das Kopfhaar dagegen zumeist äppig. Ein großer Prozentsatz der Verbrecher ist wolkhaarig, und daselbst hat man bei Idioten beobachtet. Unter verbrecherischen Frauen soll ein besonderer Reichtum an Haar hervortreten. Jedoch ist man sich über die bei den Verbrechern vorherrschende Haarfarbe durchaus nicht im Klaren; amerikanische Gelehrte sind zu dem Resultat gekommen, daß das blonde Haar stärker vertreten sei als das schwarze. Gaffel wendet sich dann besonders der Frage nach der Haarfarbe und Haarart des Genies zu. Aus Biographien und sonstigen Mitteilungen hat er ein großes Material gesammelt und ist zu dem überraschenden Resultat gekommen, daß bedeutende Menschen zwar zumeist blonde und graue Augen haben, aber nicht, wie man danach annehmen möchte, blonde, sondern schwarze Haare. Eine große Liste von schwarzhaarigen Genies führt er auf, unter denen wir nur Coleridge, Byron, Byron und Tennyson nennen. Braunhaarig waren u. a. Napoleon, Cromwell, Washington, Milton, Shelley, Keats. Die Zahl der blondhaarigen Berühmtheiten ist viel geringer. Nicht ein einziges Genie will der Autor gefunden haben, dessen Haare „gelb“ genannt werden, doch sei dem gegenüber darauf hingewiesen, daß das Haar unseres Schiller als gelb, ja sogar als rot bezeichnet wird. Was die Art der Haare anbelangt, so scheinen die Vorden des Künstlers, von denen man immer spricht, auch vor dem Forum der Wissenschaft zu bestehen. Von 60 Genies, von denen Beschreibungen des Haares gesammelt wurden, ist bei 26 die Art des Haares aufgeführt und bei 22 von ihnen wird es als lockig oder wellig geschildert. Von diesen 22 waren 19 Dichter, Künstler oder Schriftsteller. Haare von besonderer Weichheit und Fülle ist eine häufige Begleiterscheinung der künstlerischen Begabung. Das gilt nicht nur von den Musikern, bei denen das lange Haar ja sprichwörtlich ist. Man wird im allgemeinen annehmen können, daß künstlerisch begabte Individuen welliges oder lockiges Haar haben, doch gibt es auch Ausnahmen, wie z. B. Wagner. Dagegen daß grobes und hartes Haar von geringerer Begabung zeugt, sprechen die Haare Napoleons und Andrews Jacksons.

Dr. Frauen- und Ekelleben in der Strafkolonie. Einen Einblick in ein trübes Kapitel des Frauenlebens eröffnet die Schilderung eines Besuches auf der französischen Strafkolonie Neu-Caledonien, die G. Heindl in einem neuen Werk: „Meine Reise nach den Strafkolonien“, das soeben bei Ullstein in Berlin erscheint, veröffentlicht. Die Verwaltung liefert den Sträflingen nicht nur ein Stück Erde zur Bewirtschaftung, sondern auch, sobald sie dies wünschen, eine Ehefrau,

die sie sich aus dem Korrekthaus für die Frauen wählen dürfen. In dem Hauptort Bourail steht ein niedriger finstere Bau, von einer riesigen Mauer umgeben, der etwa 80 Frauen beherbergen, als der Verfasser ihn unter Führung einer ehrwürdigen Oberin besuchte. Sie waren alle nach Neukaledonien geschickt, um die Strafkolonie zu erhalten, zu verwirklichen. Die Strafregister dieser Ehekanibalen wiesen schlimme Verbrechen auf, und auch in ihrem Verhalten hatten die meisten nichts Anziehendes. Nur eine Brünnetta zeichnete sich durch elegante Haltung und eine fast vornehme Physiognomie vor ihren Gefährtinnen aus, deren Mäntel gemein und Gestalten verwickelt erschienen; aber gerade sie bezeichnete die Oberin als eine adäquate Ehepartnerin, die wegen Mordes zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt war und die, um aus dem Gefängnis zu kommen, einen Kraber geheiratet hatte, dem sie immer wieder davonschlief. Wenn ein Sträfling, des einsamen Lebens müde, sich eine Lebensgefährtin zu nehmen gedenkt, richtet er einen Antrag an die Behörde, der in der Regel bewilligt wird, wenn er gut angeschrieben ist und Frauen zur Verfügung stehen. Mit einem Kuffner begibt er sich dann in das „Kloster“, wie in Neukaledonien das Frauendepot genannt wird, und dort findet man ihn hinter einem Gitter die Insassen des Hauses vor. Gefällt ihm eine, so bezeichnet er sie der Kuffnerin, und er wird aufgesucht, am nächsten Tage wieder vorzusprechen. Im „Heiratskloster“, einem grünen Hofpavillon des Klosterhofes, spielt sich dann das zweite Stillebitten ab. Der Kuffner hat zwei Eingänge; einer führt ins Frauendepot, der andere ins Freie. Der Heiratskandidat tritt durch diesen ein, während die Braut durch die andere Pforte vorgeliegt wird. Hier hält eine Kuffnerin Wacht, dort steht ein Kuffner Posten, um zu verhindern, daß die Unterhaltung des Paares sich zu lebhaft gestaltet. Mit der Frage: „Hast Du Kuffner, hast Du Schweinchen, hast Du ein Modkloster?“ beginnt die Frau in der Regel die Unterhaltung, und lautet die Antwort günstig, so spricht man weiter über die Zukunftsprojekte und wird sich bald einig. Weitere Besuche folgen, zu denen keine Geschenke, ein Paar Postenträger mit eingekleidetem Monogram und als Gegengabe — eingeschmuggelter Schnaps gebracht werden, und nicht lange danach findet die Eheschließung statt, die meist serienweise vorgenommen wird. Der Maire von Bourail erzählt Heindl von einer Hochzeit von 23 Paaren, die alle im Saal der Mairie versammelt waren. Nachdem 46 „oui“ in allen Tönen erklingen waren, zogen die Paare zur Kirche und von dort ins Wirtshaus, um die Hochzeit geföhrend zu feiern. Die Regierung zahlt nämlich eine Heiratsprämie von 150 Frs. und mit 23 mal 150 Frs. läßt sich ein gutes Hochzeitsmahl bereiten. So schmauseten und tranken, sangen und tanzten die 23 Paare vergnügt die Nacht hindurch und fanden erst am frühen Morgen den Heimweg. Trotz aller Mißstände verweigert die Behörde selten ihre Zustimmung zu den Sträflingehefen und kümmert sich nur darum, ob die beiden Brautleute nicht bereits durch eine andere Ehe gebunden sind. „Sind Sie Witwer?“ fragte der Gouverneur Heindl einen Konfessionsinhaber, der sich um eine Frau bewarb. „Selbstverständlich“, antwortete der Mann mit einem pfiffigen Lächeln, „da ich doch hier bin wegen der Umstände, die den Tod meiner Frau herbeigeföhrt haben.“ Seine zukünftige Lebensgefährtin war zugegen, und auch sie lächelte. Man kann sich denken, wie solche Ehen verlaufen. Mancher Sträfling hat sich aber auch bereits vor seiner Deportation verheiratet, und die Regierung sorgt für die Herstellung des Familienlebens. Es wird den Konfessionären gestattet, Frau und Kind auf Staatskosten aus Frankreich kommen zu lassen, eine Bergangsbüßung, von der die Strafverwaltung auf Trängen des französischen Kolonialministeriums viel zu oft Gebrauch gemacht hat.

Liebe und Kunst.

Roman von Friedrich Frhr. von Dinklage. 38

„Dünst hätte ich meine Kunst fliegen lassen, von deren reichen Erträgen ich so lange in maßloser Verschwendung lebte, — bis ich dann plötzlich — am Ende war. Gott sei Dank kann ich jetzt sagen. Noch einmal erwachte nun meine ungezügelte Freiheitsidee — mein Dämon! Ich habe einst von den Weizen des Trappelerlebens gehört, und — es war eine wilde, wilde Gesellschaft, mit der ich hinausjag, dem Westen zu — immer weiter. Unter grenzenlosen Anstrengungen war das Plateau des Colorado, unser Ziel, fast erreicht, als ich einem heiligen Fieber verfiel. Abends schlepte ich mich mühsam mit, dann, nach dem Durchschwimmen eines Creek, verliehen mich die Kräfte, und als ich von langer Ohnmacht erwachte, sah ich mich von wilden, buntbemalten Männern umgeben — Indianern. Bis auf das Letzte ausgeraubt — ohne Pferd, ohne Waffen, hatten mich meine lauderen Kameraden liegen gelassen, und nun fand ich Warnherzigkeit bei den Wilden. — Lieber ein Jahr gewiß ich die Gastfreundschaft des Stammes der Apais. Kurz übergehe ich eine Zeit, von der ich unendlich viel erzählen möchte, eine Zeit, in der ich von den Indianern lernte, zielbewußt zu handeln und sich selbst treu zu bleiben. Ich schloß mich einem Bunde von Jägern und Jägerinnen nach dem Osten an und begann nun mit vollem Eifer einen Versuch wieder aufzunehmen, den ich vor Jahren abgebrochen hatte. Im Leben mit den Freien in der Freiheit war mein Dämon ein festes, erstens Willen geworden. — Ich nannte Ihnen schon die Arbeit, die ich durchzuführen will und nun — durchführen werde.“

Ich habe nicht vergessen, daß ich vergebens die Hand nach einem Kleinod ausstreckte, das ich einst von mir geworfen; — dann aber habe ich den Verlust überwunden, überwunden an der Seite eines lieblich frommen Naturkindes, das mir eine fast abgöttische Liebe zuwandte — bis zum Tode.“

19. Kapitel.

Das Opern-Gastspiel in der 14. Strecke nahste seinem Ende. Neue Vorhänge brachte Andrea Nicolini Tag für Tag herein. Täglich war das Theater, die Akademie of Music, bis auf den letzten Platz gefüllt.

Es war „Mode“ geworden, den wunderbaren Italiener als Troubadour zu hören und — zu sehen. Ja, es gab damals Lobs in New-York, die mehr Wert auf das Sehen, wie auf das Hören legten, und „his melancholy face, his sorrowful eyes“ erregten vielleicht ebenso lebhaftes Herzklappen, wie seine „handsome voice“.

Die glänzendsten Anerbietungen des rührigen „Unternehmers“ der Oper hatten den geleierten Sänger nicht bewegen können, ein fernerer Engagement anzunehmen. „Ein unwiderwindliches Heimweh“ ziele ihn nach Europa, hatte er ohne Scheu erklärt, und schon waren Verbindungen mit der Wiener Oper angeknüpft.

Im gastlichen Hause der Mrs. German in der Chambers-Street hatte der Sänger seit seiner Abreise nach New-York Wohnung gefunden, und gemeinsam mit seiner Wittin wollte er in wenigen Tagen die Reise nach Europa antreten. Mrs. German beabsichtigte, die Tochter von Weimar abzuholen und dann, nach längeren Reisen, nach New-York zurückzukehren. Eben war zwischen Andrea und der Witwe ein Begegnen in Berlin verabredet worden. Jetzt — es war nach dem Mittags-See — sahen sich beide stumm gegenüber. Es herrschte jenes ahnungsvolle Schweigen, das einer intimen Aussprache „zu Zweien“ wohl vorangeht.

„Sie versprochen —“ begann endlich Andrea, ohne seinen Satz zu vollenden.

„Ja, ich versprochen, Ihnen heute zu sagen, was mich in so nahe Beziehungen zur Kunst gebracht. Was ich bislang noch niemand anvertraute, seit ich dieses Land betrat. — Sie sollen es wissen. Sie sollen mich kennen, wie ich bin, ich werde ohne Rücksicht gegen mich selbst sprechen. Sie haben selbst ein warmes Herz und werden ein Herz verstehen, das den Pulsschlag erregender Empfindungen geföhlt hat. Ich muß zurückgehen in meine Jugendzeit, um in Kürze ein Lebensbild zu entrollen, reich an Erfahrungen, erhebender, wie unendlich trübend! Vor etwa dreißig Jahren — also fast zu der Zeit, als Sie geboren wurden, — war mein Vater als Unterbeamter bei der amerikanischen Gesandtschaft in Wien angestellt. Meine Mutter, eine Kreolin aus der Savanna, hatte ich bereits bald nach meiner Geburt verloren. Von ihr hatte ich nicht nur die äußere Erscheinung, sondern auch die Stimme geerbt, deren Reize Sie bewunderten. Mein ganzes

Herz gehörte schon damals der Musik, und, wie sich nun einmal Talente nicht unterdrücken lassen, mein Vater willigte ein, als ich mich der Violinlaufbahn zuwandte.“

Was soll ich Ihnen von meinen Studien, von meinen ersten Kunstleistungen sagen? Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich zugebe, daß meine Stellung am Wiener Opernhaus schon nach zwei Jahren eine durchaus geföhrtete war, und daß der Name der Ellen Almada damals in Wien einen guten Klang hatte.“

„Mein Gott, Sie sind die Almada? Mit Begeisterung hat mir meine Mutter von Ihnen erzählt. (Sie hat Sie einst in Rom gehört!)“

„In Rom? Ja, da gastierte ich im Jahre 1820. Aber wie kam Ihre Mutter nach Rom?“

„Damals lebte mein Vater noch dort, als Musiker; dort war es auch, wo er meine arme Mutter kennen lernte. Sie war als Gouvernante mit einer deutschen Familie aus ihrer Heimat, der Pfalz, nach Rom gekommen und hatte sich als Musiklehrerin dort niedergelassen, als mein Vater sie fand. Viel Glück hat sie nicht erlebt; denn mein Vater war leichtsinnig und kam immer mehr zurück. Wäre sie nicht so jung gestorben, dann wäre es um meine Erziehung auch besser bestellt gewesen!“

„Ihre Mutter hat Ihnen eine Erbschaft hinterlassen, die keine Erziehung geben kann. Sie haben Herz und Gemüt, mein Freund, und in Verbindung darf selbst ein bißchen Erbschaft vom Vater, etwas leichter Sinn, nicht schaden“, sagte sie lächelnd. „Sie haben mir übrigens meine Erziehung verzeihen helfen.“ fuhr sie wieder in erlusterem Tone fort. „Es war eine kurze, aber unendlich glückliche Laufbahn, die ich auf der Bühne erlebte und welche, nach einer Gastreise durch Italien und Deutschland, in einem festen Engagement an der Wiener Oper gipfelte.“

Sie verzehrte einige Augenblicke in ersterem Sinne, ehe sie fortfuhr: „Sie wissen, welche Gefahren einer jungen Künstlerin drohen, möge die Kunst nun einen Namen haben, welchen sie wolle. Auch mir traten solche Gefahren nahe; aber mein klarer Blick und das treue Auge meines Vaters bewachten mich. Man räumte mir eine durchaus würdige Stellung in der Gesellschaft ein.“